ISSN 1560-6325 ISBN 978-3-901989-33-1 € 16,–

34 2015

polylog

ZEITSCHRIFT FÜR INTERKULTURELLES PHILOSOPHIEREN

Gerechtigkeit und/oder Versöhnung

Mit Beiträgen von FRANZISKA DÜBGEN, JAMES OGUDE, UNIFIER DYER, JOSEFINA ECHAVARRÍA ÁLVAREZ, NAOKO KUMAGAI, URSULA BAATZ, JAMES GARRISON und anderen

SONDERDRUCK

INHALT

VERSÖHNUNG UND/ODER GERECHTIGKEIT

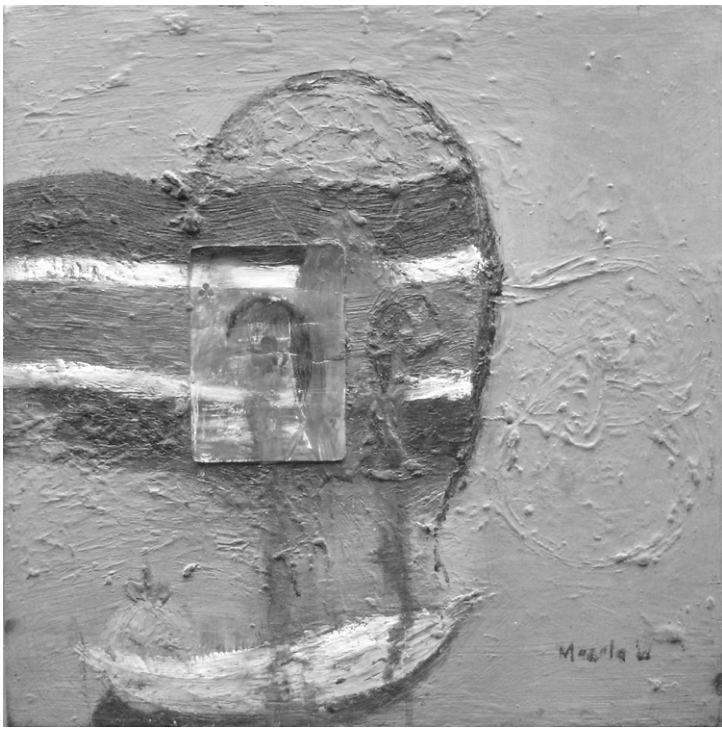
13
FRANZISKA DÜBGEN
Grenzen der Vergebung?

27
JAMES OGUDE & UNIFIER DYER
Auf der Suche nach Gerechtigkeit und Versöhnung angesichts der Gewalt im Nachfeld der kenianischen Wahlen 2007

43
JOSEFINA ECHAVARRÍA ÁLVAREZ
Die Kunst des Social Healing in Kolumbien

67
NAOKO KUMAGAI
Die Verbindung von Schuld und Verantwortung im Fall der Trostfrauen (»comfort women«)
Für eine wirkliche Versöhnung zwischen Japan und Korea

83
URSULA BAATZ
Die hungrigen Geister nähren
Vom Samurai-Zen zu einem Zen der Versöhnung



99
JAMES GARRISON
Das Ästhetik der Macht
Ein Überblick

117
REZENSIONEN & TIPPS

146
IMPRESSUM

ANKE GRANESS

Ist Entwicklungshilfe gerecht? – Auf der Suche nach einer neuen Solidarität

zu: Franziska Dübgen: *Was ist Gerechtigkeit?*

Franziska DÜBGEN:
Was ist Gerechtigkeit? Kennzeichen einer transnationalen solidarischen Politik.
Frankfurt/New York: Campus 2014, 330 Seiten.
ISBN 978-3-593-50099-7

Dieses Buch ist ein Beitrag zur breiten Debatte um globale Gerechtigkeit und diskutiert wichtige Theoretiker_innen aus dem »westlichen« Diskursevon John Rawls über Thomas Pogge bis hin zu Rainer Forst und Stephan Gosepath, von Nancy Fraser über Iris Marion Young bis hin zu Elizabeth Anderson. Darüber hinaus stehen hier jedoch gleichrangig die Argumente postkolonialer, feministischer, afrikanischer Theoretiker_innen oder jener der Post-Development-Theorie, wie u.a. Gayatri Spivak, Chakrabarty Dipesh, Amartya Sen, Samir Amin, Seyla Benhabib, Arturo Escobar oder Henry Odera Oruka im Mittelpunkt der Auseinandersetzung und machen dieses Buch zu einem besonders wichtigen Beitrag zu dieser Debatte.

Die Spanne der Fragen umfasst: Was ist Entwicklung? Was ist Armut? Was heißt Gleichheit? Warum sind wir solidarisch und mit wem? Und vor allem: Ist Entwicklung gerecht? Die Spannbreite der behandelten Fragen und Theorien macht dieses Buch zu einer sehr dichten, aber ausgesprochen interessanten und anregenden Lektüre.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht das Verhältnis zwischen Entwicklung und Gerechtigkeit, insbesondere die Frage, ob Entwicklungshilfe bzw. -zusammenarbeit gerecht sei. Für die Philosophin steht dabei zunächst eine sorgfältige Klärung der Grundbegriffe Entwicklung und Armut und ihrer »Metamorphosen« (S. 60), sowie von Modellen der Entwicklung im Vordergrund, denn obwohl »›Entwicklungspolitik‹, Armut und Gerechtigkeit zwar häufig als komplementäre Begriffsfelder zueinander gedacht werden, [gehören sie] praktisch wie auch normativ jedoch nicht unbedingt zueinander« oder widersprechen sich sogar (S.11). Aus diesem Grund widmet sich das erste Kapitel der Begriffsgeschichte und den sich verändernden Konnotationen der Begriffe Entwicklung und Armut. Dabei legt die Autorin Wert darauf, vor allem die oft vernachlässigte normative Dimension beider Begriffe zu beleuchten. Dübgen zeigt, dass der Begriff der Entwicklung in der Tradition der Aufklärung untrennbar mit einem emanzipatorischen Versprechen und einem Bildungsideal verknüpft war, während heute Entwicklung im wesentlichen an Wirtschaftszahlen abgelesen wird. Beide Vorstellungen sind in den verschiedenen Modellen von Entwicklung bis heute vertreten, stehen allerdings letztlich in einem Widerspruch zueinander. Anhand des Werks von Kant und Hegel, aber auch Mill und Marx macht die Autorin deutlich, dass Vorstellungen von Entwicklung und Fortschritt bereits seit der Aufklärung immer auch mit Tendenzen des Ausschlusses der Anderen einhergingen. In diesem Zusammenhang wird u.a. Kants Theorie der Rassen und die Debatte darum ausführlich dargestellt. Es

wird gezeigt, dass bereits in diesen Theorien Europa bzw. der europäische Mensch als Maß aller Dinge und Vorbild für jegliche Entwicklung gesetzt wird, als Modell einer Modernisierung; eine Vorstellung, die bis heute nicht ihre Dominanz verloren hat.

Entwicklungspolitik bzw. -zusammenarbeit – die oft als solidarische Pflicht der Hilfe für die Schwächeren legitimiert wird – muss, so die Autorin, als ein Machtdispositiv analysiert werden, um die Asymmetrie der politischen, ökonomischen und auch diskursiven Macht der Akteure deutlich zu machen, die hier nur in einer Rhetorik der solidarischen Partnerschaft miteinander agieren. Denn in dieser Art des Sprechens über Entwicklungspolitik liegt bereits ein Grundproblem: Solange Entwicklungspolitik als solidarische Pflicht definiert und damit moralisch legitimiert wird, lässt sich Kritik an ihr nicht konstruktiv formulieren. Oder wie es die Autorin in ihrer Einleitung auf den Punkt bringt: »Die Arbeit versteht sich als eine doppelte Kritik an hegemonialen Denkweisen der Entwicklungspolitik und deren Legitimation in der normativen Debatte über globale Gerechtigkeit durch die Annahme, Entwicklungshilfe sei eine Pflicht der Gerechtigkeit.« (S. 16)

Inzwischen wurden kritische Stimmen an diesem Modell laut, vor allem von Vertreter_innen der Postkolonialismustheorie, der Post-Development-Theorie oder auch des Feminismus. Kritisiert wird hier in erster Linie, dass das Konzept der Entwicklung dazu gedient habe, andere Kulturen und Gesellschaften anhand des Maßstabs Europa zu beurteilen und damit koloniale Ausbeutung als »zivilisatorische« Mission Europas zu verschleiern oder bis heute in Forderungen nach Strukturanpassungen oder einer nachholenden Entwicklung das Recht auszuüben, in die Entscheidungen souveräner Staaten einzugreifen. Die Konzepte der Post-Development-Theorie, die in ihren verschiedenen Spielarten im Wesentlichen darauf zielen, verdrängte Wissensformen und alternative Denkmöglichkeiten aufzuzeigen und sich wieder anzueignen, werden erläutert, ebenso wie ihre Kritiker (ab S. 75).

Weitere kritische Stimmen aus dem globalen Süden am europäischen Modell der Entwicklung und der darauf beruhenden Entwicklungspolitik und ihrer machtpolitischen Instrumentalisierung kommen im zweiten Kapitel zu Wort. Entwicklungspolitik wird hier kritisiert als ein Fortbestehen von Ungerechtigkeiten und Abhängigkeit, vom Sklavenhandel, von Kolonialismus und Neokolonialismus bis heute. Dabei stehen die folgenden Aspekte dieses Unrechtsverhältnisses im Mittelpunkt: Abhängigkeit, Asymmetrien, Zirkularität, Macht, Kontrolle und Enteignung.

Das dritte Kapitel widmet sich nun explizit der postkolonialen Theorie als »spezifische theoriestrategische Form der Intervention innerhalb der Debatte über globale Gerechtigkeit« (S. 97) und fokussiert insbesondere auf die eigene Machtvergessenheit der Akteure dieser Debatte. Punkte der Kritik sind u.a. eine Rhetorik der Hilfe, das Ausblenden der Empfänger als eigenständige Akteure in der Debatte um globale Gerechtigkeit, und darüber hinaus kritisiert insbesondere der post-

»Die Lektüre von Autoren aus den sogenannten Empfängerländern ändert durch den jeweiligen hermeneutischen Erfahrungshorizont auch die Blickweise auf Entwicklungszusammenarbeit und Fragen globaler Gerechtigkeit.« (S. 297)

koloniale Feminismus diese Debatte als zu wenig gendersensitiv, denn bereits die gestellten Forschungsfragen seien männlich geprägt, und zudem »farbenblind«, denn von einer westlichen Perspektive aus werde versucht, Verhältnisse in anderen Regionen oder in migrantischen Kontexten zu analysieren.

Die Vielfalt der Kritiken aus den verschiedenen Kontexten führt Dübgen zu der Einsicht, dass die Frage nach Gerechtigkeit im globalen Kontext letztlich zu einer Frage der Metagerechtigkeit werde, die Mechanismen der interkulturellen, intersprachlichen und intersozialen Übersetzung bedürfe. Aus diesem Grund wird die Übersetzung zur zentralen Kategorie in diesem Kapitel – von der Frage nach der Übersetzbarkeit moralischer Kategorien bis hin zur Frage, ob jedes moralphilosophische Konzept überhaupt übersetzbar sein muss. Damit berührt Dübgen eine zentrale Frage jeden interkulturellen Philosophierens, die sie hier anhand von Autoren wie Boaventura de Sousa Santos, Amartya Sen oder Kwasi Wiredu diskutiert. Als Synthese aus all diesen Modellen entwirft sie nun ein Modell »Transkultureller Moralphilosophie als Übersetzung« (S. 135), unter dem sie im Wesentlichen im Hinblick auf ihre eigene Forschung versteht, »einen Polylog mit Autoren des globalen Südens [zu] suchen, die sich in ihren Schriften explizit auf ein gemeinsames philosophisches und politisches Diskursfeld, nämlich ›Gerechtigkeit‹ und ›Entwicklung‹ mit ihren jeweiligen normativen Argumenten beziehen.« (S. 136) Dabei sei gerade die Fokussierung auf einen Gegenstandsbereich wichtig, da sich so Argumente sinnvoller aufeinander beziehen lassen.

»Eine durch eine komplexe Theorie der Gerechtigkeit fundierte transnationale solidarische Politik sollte daher nicht mehr allein die Armut in anderen Ländern, sondern auch den Reichtum der Industrienationen skandalisieren, sofern dieser auf Ausbeutung, Exklusion und Marginalisierung basiert.« (S. 299)

Im vierten und zentralen Kapitel des Buches wird nun mit dem »komplexen Modell transnationaler Gerechtigkeit« (ab S. 142) wie es in der Überschrift heißt, eine neue Perspektive auf Gerechtigkeitstheorien unter Einbeziehung von im Diskurs marginalisierten Positionen eröffnet. Hier versucht die Autorin, die verschiedenen bisher dargestellten Spielarten der Kritik mit den Gerechtigkeitsdebatten der Gegenwart zu verknüpfen, um mit dem Konzept einer transnationalen Gerechtigkeit einen Rahmen zu schaffen, der sowohl in der Lage ist, normative Grundlagen zu umfassen als auch postkoloniale Kritik ernst zu nehmen und auf dieser Grundlage einen neuen Begriff solidarischer Politik zu schaffen. Unter »transnationaler Gerechtigkeit« wird dabei ein Konzept verstanden, dass auf unterschiedlichen politischen und soziokulturellen Ebenen operiert, sowohl auf der Ebene der Nation als auch der lokalen Gemeinde, auf regionaler Ebene ebenso wie auf der Ebene der Weltgemeinschaft, wobei die einzelnen Ebenen als sich überlappend verstanden werden. Die Felder transnationaler Gerechtigkeit umfassen dabei die politische Gerechtigkeit, die globale Ökonomie und epistemische Gerechtigkeit. Dübgen versucht hier also politische, ökonomische und wissensproduktive Aspekte der Gerechtigkeit zusammenzuführen. Zentral ist für sie hier und im weiteren Verlauf ihrer Abhandlung vor allem die Ebene der epistemischen Gerechtigkeit. Dübgen betont allerdings auch die Bedeutung der materiellen Ebene. Sie argumntiert, »dass politische Gleichheit eines demokratischen Egalitarismus bedarf, um materielle Diskrepanzen

dahingehend zu überprüfen, ob sie den politischen Prozess verzerren« (S. 238).

Im fünften und letzten Kapitel wird nun ein neuer Solidaritätsbegriff entworfen. Nach einer Darstellung der historischen Entwicklung des Begriffs folgen Überlegungen zum Verhältnis der Begriffe Solidarität und Gerechtigkeit und zur möglichen Übertragbarkeit des Begriffs auf den transnationalen Raum. Wichtig ist hier die Frage, inwiefern der Begriff, der sich im Kern auf eine abgrenzbare Solidargemeinschaft bezieht, auf den transnationalen Raum übertragen werden kann. Wer sind hier die Akteure und wo sind die Grenzen? Solche und ähnliche Fragen versucht Dübgen nun an zwei möglichen Orten der Solidarität, und zwar dem Weltsozialforum und – interessanterweise – dem Operndorf von Christoph Schlingensief in Burkina Faso (siehe auch zum Operndorf der Artikel von Fabian Lehmann in POLYLOG 33), zu erläutern. Transnationale Solidarität stellt sich damit weniger als eine Theorie, sondern vielmehr als eine Praxis dar, und zwar die Praxis eines ständigen Dia- oder Polylogs, der auf Offenheit, Gegenseitigkeit, und kontinuierlicher Reflexion auf die Diskursbedingungen beruht.

Im Hinblick auf ihre Ausgangsfrage, ob Entwicklungszusammenarbeit gerecht sei, zeigen die Erörterungen und hier ausgeführten Debatten aus dem globalen Süden, dass die Entwicklungspolitik des »Nordens« im globalen Süden als Mittel betrachtet wird, um Ungerechtigkeiten zu (re)produzieren. Und so konstatiert Dübgen, dass das Paradigma der »Entwicklung« als gescheitert betrachtet werden muss. Ersetzt werden müsse dieses Paradigma durch eine Form solidarischer Gegenseitigkeit, die Geber und Empfänger gleichermaßen verändert bzw. wie Dübgen schreibt: »Transnationale Gerechtigkeit in einer pluralistischen Weltgesellschaft impliziert daher nicht das Recht auf Entwicklung, sondern vielmehr das Recht und die Notwendigkeit, die Formen und Ziele gesellschaftlichen Fortschritts selbständig zu generieren und beständig zu hinterfragen.« (S. 300)

Das Interessante an diesem Unternehmen ist nun, dass Dübgen in ihren umfassenden und weitgehenden Überlegungen zur Frage, ob eine Entwicklungspolitik gerecht sein kann, eine ganze Reihe von Konzepten und Autoren_innen zu Wort kommen lässt, die nicht dem europäischen oder nordamerikanischen Kontext entstammen, hier erfreulicherweise vor allem auch afrikanische Theoretiker_innen wie Fabien Eboussi Boulaga, Henry Odera Oruka, Kwasi Wiredu, Achille Mbembe oder Nkiru Nzegwu, um nur einige zu nennen, die im allgemeinen philosophischen Diskurs ansonsten kaum berücksichtigt werden. Damit hebt sich diese Untersuchung wohltuend von anderen Versuchen ab, die im Diskurskontext des Westens verharren und nicht in der Lage sind, Theorieproduktion außerhalb dieses engen Kontextes wahrzunehmen und einzubeziehen – ein Umstand, der gerade zum Thema globale Gerechtigkeit besonders kritisch betrachtet werden muss. Dübgen wird ihrem eigenen Anspruch, Machtreflexivität auszuüben durch die Auseinandersetzung mit Autoren_innen, die im deutschen Diskurs fast unsichtbar sind, gerecht und leistet damit einen wichtigen Beitrag für eine noch herzustellende akademische Gerechtigkeit.

»Transnationale Gerechtigkeit in einer pluralistischen Weltgesellschaft impliziert daher nicht das Recht auf Entwicklung, sondern vielmehr das Recht und die Notwendigkeit, die Formen und Ziele gesellschaftlichen Fortschritts selbständig zu generieren und beständig zu hinterfragen.«
(S. 300)